Nie!

Von Alexander Baron von Roberts.

Sonst hätte er nie geheirathet — nie nie!

„Lieber schöß' ich mich todt!" Das war seine stehende Bekräftigung, wenn eine Verlobung innerhalb des Regiments in der Luft hing und die Kameraden ihn zu gleicher „Action" scherzweise reizten.

Dazu hatte er sich schon als ganz junger Dachs von einem Lieutenant verschworen und mit jeder Charge, die er emporstieg, nahm dieser Schwur an Entrüstung zu, bis die wuchtigen Majorsepauletten auf seinen breiten Schultern und das in der Kneipenluft bedenklich in's Hochrothe, zuweilen sogar bläulich gebeizte Colorit seines braven Haudegengesichtes solchen Schwur überflüssig zu machen schien.

Trotzdem aber immer noch: „Lieber schöß' ich mir eine Kugel vor den Kopf!" Eine drollige Art der Eitelkeit: — man sollte nicht etwa denken, daß ihn die Jahre und der zunehmende Silberhauch seines vorschriftsmäßigen Wilhelmsbartes von der Möglichkeit einer Heirath ausschlössen! O wenn er nur wollte! Und er tapste seine fleischige Rechte, an der zwei verschliffene Familien-Siegelringe saßen, mit einer Geberde auf den Tisch, als wollte er sagen: „Ich brauchte nur die Hand auszustrecken und an allen Fingern bliebe mir Eine hängen!"

Nicht als wenn es ihm an häuslichem Sinn gemangelt. Im Gegentheil, schon als Lieutenant zeigte er ein Mißbehagen an der leidigen Chambregarni-Wirthschaft, und er hatte sich stückweise von seinen verschiedenen Wirthsleuten emancipirt, indem er nach und nach einige Möbel an der Stelle der gemietheten setzte. Schließlich brachten ihn der chronische Ueberschwemmungszustand eines empörend altmodischen Waschtisches und die Gefühllosigkeit einer Wirthin, die sich der Mitbenutzung des hundertjährigen Sophas durch den Pinscher Schnurz — (ich bitte Sie, Schnurz, der berühmteste und gescheiteste Hund der Garnison!) zum Entschluß, sich gänzlich „eigen" einzurichten.

Nichts Blankeres, als die hübsche kleine Wohnung, wo sein Bursche den ganzen Tag über putzte, „fummelte", scheuerte und wedelte, zum Aerger der nachbarlichen Dienstmädchen, denen von ihren Herrinnen die Unermüdlichkeit dieses musterhaften Reinlichkeitsgenies, „das doch nur ein Mann ist!" hämisch vorgeworfen wurde.

Auch zog die Paradefront seiner fünf Fenster, hinter denen die weißen Gardinen vor Sauberkeit leuchteten, den heimlichen Neidblick mancher Mutter bedenklich überblühender Töchter auf sich: — „ja, warum heirathet er denn nicht?"

I, er hat es so ja tausendmal besser! I, was für eine Veranlassung soll er haben, wildfremder Menschen Töchter zu füttern und mit Putz zu behängen — „pardon"! mit einer entschuldigenden Verbeugung gegen einen Verheiratheten, der mit am Wirthstische saß. Gleich darauf aber wieder in das zum Schnauzbart erhobene Bierglas hinein: „Lieber schöß ich mich todt!"

Er fürchtet sich vor dem Pantoffel! hieß es. Konnte er sich doch nicht einmal der Tyrannei seiner verschiedenen Burschen erwehren! So wollte man unter dem Regime des Einen ihn weniger à quatre épingles gekleidet gesehen haben; ein anderer hätte es fertig gebracht, seinen Herrn an bestimmten Abenden der Woche von der gewohnten Kneipe fernzuhalten und zu einem hühnermäßig frühen Schlafengehen zu veranlassen.

Elende Verleumdung! Dergleichen Verdacht stand im grellen Widerspruch gegen seine bekannte und zuweilen berüchtigte Strammheit im Dienst. Er hatte seine Compagnie „höllisch im Zug" — er besaß die hellste Commandostimme des Regiments, er war ein schneidiger Exerziermeister und der Schrecken seines Capitain d'armes. Die bunte Flagge seiner zahlreichen Ordensdecorationen bezeugte es, daß er die theoretische Strammheit der Friedenszeit in praktische Tapferkeit vor dem Feinde umzusetzen gewußt hatte.

So mußte es denn auch Wunder nehmen, daß er, der die gefährliche Majorsecke flott umsegelt, plötzlich mit dem ominösen „blauen Brief" eines Tages den Abschied auf den Tisch gelegt bekam. War es eine gewisse Meinungsverschiedenheit mit seinem Regimentskommandeur? Hatte er das Mißfallen eines Höheren auf dem Manöverfeld auf sich gezogen? Oder sollte wirklich die principielle Abneigung der Frau Commandeuse gegen das Junggesellenthum schuld an seinem militärischen Untergang gewesen sein? Die hageren, schnippischen Stänglein ihrer beiden Mädchen besuchten zwar noch die Töchterschule, dennoch haßte sie jetzt schon den völlig unbegreiflichen Stand des Junggesellenthums. Und es war ihr in ihrer durchgreifenden Art schon zuzutrauen, daß sie die Carriere eines „ihrer" Officiere an dieser starren Haßesklippe zum Scheitern brächte.

Also a. D.! Das ist ein Ade allen ehrgeizigen Hoffnungen. Das heißt einen Strich unter alle Lebensträume ziehen! Das heißt eine 0 mit einem Komma vor die Bedeutung eines Mannes in der weltlichen Rangordnung setzen! Wer wenigstens verheirathet wäre und Kinder zu erziehen hätte! Aber es giebt nichts Zweckloseres als ein a. D. ohne Familie!

Grollend packte er seine Sachen in einen Möbelwagen und siedelte nach Pensionopolis in Thüringen über. Er hätte die Möbel verkaufen oder versteigern lassen sollen, jetzt, da ihm kein Putzgenie in Gestalt eines Burschen mehr zu Gebote stand! Aber er vermochte sich nicht davon zu trennen — und Eigenthum verpflichtet!

Eine Haushälterin? Brr! „lieber schöß' ich......"

Aber die Verschwörung kam nur ganz matt heraus. Er versuchte es mit allerlei Bedienungsmethoden — die ehemals blanken Möbel büßten ersichtlich an Haltung und Ansehen dabei ein. Es blieb nichts Anderes dabei übrig, und kopfüber, mit geschlossenen Augen, stürzte er sich in dies Wagniß, seinen kostbaren Hausstand, sowie seine noch kostbarere Person der feindlichen Gewalt eines Weibes anzuvertrauen.

Nie war er sich so hilflos vorgekommen, als an jenem Tage, da er mit mühsam aufrecht erhaltener Autoritätsmiene an seinem Schreibtisch saß und die auf sein Zeitungsaufgebot massenweise herbeigeströmten Weiblichkeiten, die sich für den begehrten Posten meldeten, Revue passiren ließ. Ein ganzes in Front aufgestelltes Bataillon abzukanzeln, das ist eine Kleinigkeit, aber solche damenmäßig aufgedonnerten, mit Blicken und Bitten und einem Wortschwall, sogar einzelne mit Jugend und leidlichem Frätzchen ausgestatteten Frauenzimmer durch irgend eine Ausflucht hinauszucomplimentiren! Es ward ihm ernstlich schwül, und es war wohl zuletzt die Verzweiflung, die ihn zutappen und das übliche Miethsgeld in die mit einem Filethandschuh bekleidete Hand einer angeblichen Wittwe, „die es eigentlich nicht nöthig hätte", und auch die polizeiliche Bevormundung eines Miethsbuches verschmähte, drücken hieß.

Wie sah sie doch noch aus? Er hatte wirklich blindlings zugefaßt, um dem peinlichen Examen, wo er wahrhaftig die Examinandenrolle spielte, ein Ende zu machen. Sein Erstaunen war daher nicht gering, als er am ersten Morgen nach dem Dienstantritt der Wittwe, eine ungemein ansehnliche Person von appetitlich sauberer Erscheinung, drall und gesund und frisch, mit offenen grellblauen Augen und kindlichen Schelmengrübchen in den etwas starkblühenden Wangen, das Präsentirbrett mit dem Frühstück auf den rundlichen Armen balancirend, ins Zimmer treten sah. Hatte sie sich in der Nacht verjüngt? Ihr Alter, das er gestern Abend auf 35½ tarirt, durfte man bei dem freundlichen Morgensonnenschein ohne Schmeichelei auf 29½ herabdrücken. Wenn sie sich wandte und er dann mit einem prüfenden Blick, dem es nicht an leise schmunzelndem Wohlwollen mangelte, ihrer davonschreitenden Gestalt nachsah, so setzte er unwillkürlich noch einige Jährchen herab. Zu dieser Jugendtäuschung trug wohl das glänzende Blondhaar bei, das hinten zu einem kräftigen griechischen Knoten geschlungen war und in üppiger Wildniß in den Nacken hinabwucherte.

Blond — ja blond! Wenn er überhaupt jemals eine Couleur bevorzugt, so wäre es diese gewesen! Solche Erkenntniß ging ihm plötzlich auf.

Frau Glaß bedeutete überhaupt eine vollständige Umwälzung des Haushaltes. Sie nahm sofort in breitester Weise davon Besitz, und es sah fast aus, als gedächte sie kein Stück wieder anderen Händen zu überlassen.

Auch ihn selbst nicht! — Zuerst empfand er ein gewisses verblüfftes Grauen vor der naiven Sicherheit, mit der sie sich einnistete. Wie sie seine Sachen nach ihrem Geschmack umstellte und ordnete, so reorganisirte sie auch seine Lebensweise, z. B. wagte er es bald nicht mehr, das Abendbrot in seinem Hause auszuschlagen, während er das sonst in der Kneipe abzufertigen pflegte. Selbstverständlich ward der Salon als „gute Stube" außer Gebrauch gesetzt, und er durchschritt denselben nur noch auf Fußspitzen, mit einer geheimen Scheu vor dem Geist der peinlichen Ordnung, der hier waltete und gegen den die gerühmte Sauberkeit der Burschenzeit nur ein elendes Gespenst war.

Anfangs versuchte er noch den Herrn herauszukehren. Aber sie lächelte jeden Widerstand gegen ihre Anordnungen mit den Grübchen in ihren feisten Wangen nieder. Ohne Zweifel verstand sie Alles besser, sie, die einen eigenen Hausstand besessen! — und aus ihren Worten lugte deutlich die Mißachtung gegen den Junggesellen. Uebrigens kochte sie vorzüglich, und damit allein konnte sie ihn wehrlos machen; es war Alles in musterhafter Ordnung — was widersetzt er sich denn?

Teufel! er hatte doch einen „Dienstboten" gemiethet, und er fühlte sich vor ihr genirt wie vor einer Dame. „Adrett"! — das war ihr Lieblingswort — unwillkürlich begann seine Haustoilette ebenfalls gewisse „adrette" Allüren anzunehmen — aus Respekt vor ihr! Allmälig stellte sich ein Gefühl bei ihm ein, als wenn er selbst auf Besuch in seinem eigenen Hause sei.

In diesem Respektgefühl bestärkten ihn ihre nie ruhenden Anspielungen auf den soliden Glanz ihrer Vergangenheit. Ihr Vater war ein fürstlicher Schloßbeamter gewesen und sie hatte als Kind mit Prinzessinnen gespielt! Ihre Schwester war zuerst mit einem Herrn „von" verlobt, nun heirathete sie einen Landwehroffizier. Ihr Mann hatte einjährig gedient und sie hatten, trotzdem sie nur Buchhalters waren, mit den „ersten" Familien ihres Wohnortes verkehrt. O sie hatte nach dem Tode ihres Mannes Anträge genug gehabt! Sie hätte einen Fabrikanten haben können, einen leibhaftigen Millionär, dann einen Gutsbesitzer, auch einen Baron — einen früheren Offizier......

Dieses „auch" überfiel ihn wie ein Schreck: Herrgott, sie denkt und hofft doch nicht etwa......

Es war ihm an jedem Mittag peinlich, sie an seinem Tische serviren zu sehen. Sie that das mit einer Miene, als wollte sie ihn bedeuten: „Was hindert mich denn, mich dort auf der andern Seite des Tisches als Baronin dem Herrn Baron gegenüber niederzulassen?"

Er fühlte, er ahnte, daß die Macht, die sie über ihn ausübte, sich eines Tages bis zu einem Ueberfall auf sein Junggesellenthum erstrecken könnte. Und dagegen galt es sich nun bei Zeiten zu wehren!

Schon umschwirrten ihn allerlei Anspielungen in der Kneipe, so oft Frau Glaß ihm noch eine solche Kneipstunde gestattete: ironische Erkundigungen nach seiner hübschen Hausmarschallin, kecke Neckereien, scherzhafte Warnungen vor dem nicht zu ausnahmsweisen Schicksal eingefleischten Junggesellen, die von ihren die von ihren Haushälterinnen bis zum Traualtar gedrängt worden waren.

„Lieber schöß ich mich todt......"

Ja, wenn Frau Glaß nicht den geladenen und daher gefährlichen Revolver, der unter der Waffendecoration seiner Wohnung gehangen, in übertriebener Vorsicht, daß das Ding nicht eines Tages von selbst losginge, weggenommen und versteckt hätte!

Sprach diese Wegnahme nicht deutlicher als Worte? Sagte sie ihm nicht symbolisch: Mit dem Todtschießen wird es doch nichts! Du bist mir ja doch verfallen!

Na, es wäre nicht das äußerste Unglück. Na, er würde Ruh und Frieden für den Rest seines Lebens genießen! Und verschiedene Beispiele standen mit gaukelhafter Beharrlichkeit vor ihm: ein alter Onkel von ihm, der seine Wirthschafterin geheirathet und dabei „lächerlich glücklich" geworden. Se. Excellenz, der General v. H., der da draußen in seiner Villa am Walde von Pensionopolis trotz schreiender Mesalliance und ewig wacher Medisance ein idyllisches und musterhaftes Familiendasein führte. Na, was für Ansprüche erhebt er denn noch an das Leben? Ein a. D.

„Teufel, aber ich will nicht! Ich habe mich fünfzig Jahre gegen die Ehe gesträubt (er rechnete die Kinderjahre in dies Sträuben ein) man soll mich nicht unterkriegen!"

Und laut, mit der äußersten Anstrengung seiner Autorität: „Frau Glaß, ich sehe, Sie haben Schnurz den Schlafkorb abermals auf den Flur geschoben —"

Sie zuckte mitleidig ironisch die rundlichen Schultern: „Wie der Herr Baron befehlen...."

Und sie wollte den mit einem alten Kissen gefütterten Korb wieder in die Schlafstube stellen, wo Schnurz zu Füßen seines Herrn zu übernachten pflegte.

„Nun lassen Sie nur, Frau Glaß! wenn Sie glauben, daß es die Nacht da draußen nicht zu kalt wird...."

Wie kam denn das? Unbegreiflich! — er entsetzte sich vor sich selber. Wie kam er zu solcher empörender Nachgiebigkeit? Gewissen ihrer Mienen gegenüber sank ihm völlig der Muth. Und in solchen Momenten wußte er, daß er dem Schicksal verfallen war....

Sie aber staunte nicht über solchen Umschwung. O auch sie wußte, daß er ihr unrettbar verfallen war! Eigentlich hatte sie schon von ihm Besitz ergriffen, als sie ihn am Tage des Engagements so wehrlos gegenüber ihrem Grübchenlächeln am Tische sitzen sah. Alles Uebrige würde die Zeit reifen — sie wollte Nichts übereilen.

Doch fand sie zuweilen, daß diese systematische Belagerungstaktik sie zu langsam vorwärts brächte. Gut, man versuche es mit Gewaltmaßrigeln!

Sie ließ also alle Schrecken ihres Putzteufels los. Seine Bewegungsfreiheit innerhalb seiner Räume ward immer mehr durch gewisse kreuz und quer über die Diele gestreckte Läuferstriche beschränkt. Auch sind gewisse Sophas gar nicht zum Hinsetzen oder Anlehnen da! Auch können nur gewisse Kattungardinen eines kleinen Hinterzimmers den Tabacksqualm vertragen, die anderen gewiß nicht! Auch gehören Hunde auf den Hof, und nicht in das Zimmer ......

Damit traf sie ihn am Herzen. Alles hätte er geduldig ertragen; er hätte sich ja gerne mit dem Nießbrauch eines vierten Theiles seiner Wohnung, auf den sie ihn eingeschränkt, begnügt — aber das arme Hundevieh!

Sie verfolgte das Thier auf Schritt und Tritt, und verleidete ihm das bescheidenste Ruheplätzchen; sie sorgte dafür, daß er sich ja nicht zu fett fräße. Alle Augenblicke scholl seine Jammerstimme, die ein freundschaftlicher Klaps oder Fußtritt weckte, durch das Haus.

Es empörte ihn, er war öfters nahe daran zu kündigen, als er immer wieder durch eine seltsam, schier gespenstisch auftauchende Erwägung davon abgehalten wurde: — sie werde einfach nicht gehen! Sie würde lächeln und — bleiben! Was ist da zu machen?

Es blieb nichts Anderes als die Resignation.

„Komm Schnurzel!" und er rettete sich mit dem treuen Leidensgefährten nach den Kattungardinen hin, die er mit dichten Sorgenwolken aus seiner Pfeife einräucherte.

„Was ist da zu machen, Schnurzel?" Das Thier winzelte verständnißvoll zur Antwort und schmiegte sich wie vor einem ihm drohenden Fußtritt zwischen seine Beine.

„Ich weiß, was uns beiden helfen würde, Schnurzel — aber lieber schössen wir uns todt, nicht wahr, Schnurzel?"

Das grundgescheidte Hundevieh belferte zustimmend auf.

Die Dinge drängten zu einer Entscheidung. Die Luft war mit Unbehagen und Peinlichkeit durchtränkt. Hatte sie ihn früher mit ihrem Grübchenlächeln geduckt, so brachte ihn jetzt das Fehlen der Grübchen ganz aus der Fassung. Ihre stumme und starre Art, die von dem Ausdruck des Beleidigtsein strotzte, wurde immer unerträglicher. Kam er sich längst schon wie ein Besuch in seiner Wohnung vor, so hatte er jetzt das Gefühl eines Gastes, der in einem Hotel auf Credit lebt und sich dafür die schlechteste Behandlung gefallen lassen muß. Wenn sie bezweckt hatte, ihn mürbe zu machen, so hatte sie das vollkommen erreicht!

Eine Entscheidung hing in der Luft. Entweder ginge sie (daran war nicht zu denken!) oder er ginge, natürlich mit Schnurzel (welch ein Widersinn — sein Eigenthum im Stich zu lassen!) oder ein Gewisses geschähe — — oder er raffte sich auf und machte seine in Fleisch und Blut übergegangene Redensart mit dem Todtschießen zur Thatsache!.... wegen einer Frau Glaß?

In diese Gewitterluft platzte der Besuch eines alten Regimentskameraden herein. Der durchschaute sofort die Situation. Es müßte etwas geschehen, und zwar gleich, und Energisches, ehe es zu spät!

„Weißt Du was, alter Junge, Du könntest mich wohl ein Endchen durch den Thüringer Wald begleiten! Es ist herrlich jetzt. Ich erzählte Dir, daß meine Frau nebst Schwester in Berka zum Bade weilen. Aber natürlich schleppte ich Dich nicht bis dorthin —"

Der Gast kannte die Scheu seines alten Kameraden vor regelrechtem Damenverkehr.

Thüringer Wald.... es wehte wie ein Hauch der Freiheit von dem Wort daher. Schnurzel winselte vor Freude auf. Und er riß seinen Herrn mit fort.

„Topp! Ich fahre mit!" („Aber natürlich nicht bis Berka!" setzte er vorsichtig für sich hinzu. Frau Glaß würde wohl schwerlich den Urlaub bis Berka ausdehnen!)

Frau Glaß verwunderte sich über den plötzlichen Entschluß, aber sie wünschte doch „glückliche Reise" mit ihrem bezaubernsten Grübchenlächeln.

Er wollte in drei Tagen zurück sein. Frau Glaß wartete, wartete — Schnurzel mindestens wird diese Urlaubsüberschreitung zu büßen haben!

Erst am sechsten Tage langte eine Nachricht an. Eine Postkarte, worin ihr „Herr" (ein gänzlich unpassendes Wort!) ihr flüchtig mittheilte, daß er seinen Freund nach Berka begleitet und sich vorzüglich wohl befände. Er würde noch einige Tage ausbleiben, sie möchte unterdeß seine Abwesenheit zu einer gründlichen Reinigung der Wohnung benutzen.

Das war der offenbare Hohn! Sie sprühte.

Schnurzel befände sich ebenfalls wohl und ließe grüßen....

Sie ballte ihre prallen Fäuste vor Wuth über diese Herausforderung. Na warte, wenn — sie zurückkehren.

Aber „sie" kamen nicht! An den Stammtischen von Pensionopolis hieß es, der Major sei durchgebrannt — einfach durchgebrannt, Alles, seine Möbel, sein Eigenthum im Stiche lassend.

„Das Gescheiteste, was er noch thun konnte!" lachte man. „Aber er kehrt ja doch zurück!"

Auch Frau Glaß zählte sicher darauf, und sie hielt schon ihr ganzes Arsenal von Rache für solche Rückkunft in Bereitschaft. Und dann...... Dann ist er verloren!

Plötzlich ward sie aus all' dieser Siegeszuversicht durch einen Doppelbrief gerissen. Eine Verlobungsanzeige eines gewissen Majors a. D. von P. mit einem Fräulein Herta von M., Tochter u. s. w.

Ihre hellbraunen Augen glotzten das Papier an, lasen und glotzten und weiteten sich.

„Nicht möglich!" kreischte sie auf; und das Papier zerknitterte in ihrer Faust. Ein dummer Schmerz, den ein Anderer ihr bereitet.

Doch die Begleitung der Anzeige bestätigte das Unmögliche. Ein höflicher Brief, worin der Major auf die gedruckte Anzeige verwies; eine kurze Andeutung seines Glückes, die ihr wie ein schriller Jauchzer entgegenschnellt. Dann aber in Anbetracht ihrer „treuen Dienste" erlaubte er sich, ihr die Möbel, überhaupt das ganze Inventar seiner Wohnung zur Verfügung zu stellen.

Schreck und Wuth und Freude über die vom Himmel gefallene Schenkung, dann die himmelschreiende Enttäuschung; waren die Möbel ihr nicht ohnedies verfallen?

Bald aber überwog der Triumph. Er hat nicht gewagt zurückzukehren — aus Furcht vor ihr! Es wäre ihm auch nicht rathsam gewesen! Fräulein von M. Aha, das ist die Schwester des unausstehlichen Herrn, der ihn besuchte und dabei mit seiner Spürnase die Wohnung so durchschnüffelte! „Viel Glück, viel Glück!"

Und sie besann sich nicht lange, ging an eine Truhe, kramte darin und zog eine Papptafel mit dem gedruckten Avis „Möblirtes Zimmer zu vermiethen" daraus hervor. Diese befestigte sie sofort an dem einen Fensterladen der „guten Stube."

An den Stammtischen war ungeheures Halloh! Man konnte es nicht glauben. Es war die Furcht vor der Rückkehr! Einfach durchgebrannt!

Aber man freute sich dennoch. Fräulein von M. war keine Jugend mehr, auch keine Schönheit, aber sie würde ihm eine liebe und brave Frau abgeben. Sie wäre das Gegentheil einer Frau Glaß — Schnurzel würde sich freuen.

„Hoch die Madame Glaß!" rief Einer.

Die Anderen stimmten lachend ein. Sie hat ja doch diese Verlobung gestiftet! Sonst würde er nie geheirathet haben — nie, nie!

— **Ein Stück vom braven Mann.** Geht da an einem Abend schwankenden Schrittes ein Böttchergesell die Leipziger Straße in Berlin entlang, dem Potsdamer Thore zu. Acht Wochen hatte er im Krankenhause gelegen, und voll Sorgen sieht er in die Zukunft. Plötzlich tritt ein Herr auf den ermüdeten Wanderer zu und blickte ihm prüfend und theilnahmsvoll in das blasse Gesicht. „Sind Sie krank?" „Ich war es; ich komme soeben vom Friedrichshain." „Haben Sie Arbeit?" „Meine Stelle ist längst besetzt, ich weiß auch nicht, ob ich schon arbeiten kann." Der Herr zieht das Portemonnaie. „Hier etwas zur Beihilfe für einen wackeren Handwerksmann!" Der Gesell geht dank nd weiter; erst nach einigen Minuten wagt er, das Geldstück anzusehen. Doch was ist das? Goldig glänzt das Metallscheibchen — ein Zwanzigmarkstück! Da muß der Geber einen argen Mißgriff begangen haben. Sofort macht der Gesell kehrt, und am Dönhoffsplatze holt er keuchend und schweißtriefend den edlen Wohlthäter ein. „Mein Herr, Sie haben sich versehen — ein Zwanzigmarkstück!" „Meinen Sie? Doch ich sehe, Geselle, Sie haben das Herz auf der rechten Stelle. Hier haben Sie noch einen Goldfuchs, den ich besser nicht verwenden kann. Aber keinen Dank, ich will ihn nicht! Behüt' Sie Gott!" Eine halbe Stunde später saß der Böttcher in einem Redactionszimmer und erzählte dies neueste Lied vom braven Mann. Zärtlich lugte er hin und wieder auf das schimmernde Gold. „Das eine Stück behalte ich bis zu meinem Tode, und wenn ich hungern müßte. Es gibt doch noch Menschen mit warmem Herzen für ihre Nächsten!"

— **Nach classischem Vorbilde.** Frau (zu ihrem angeheitert heimkehrenden Manne, einem Schriftsteller): Siehst Du denn gar nicht ein, daß das so nicht weiter gehen kann, Arthur? Bedenke, seit acht Tagen warst Du noch jeden Tag im Sturm und heute.... — Mann: Warum denn nur so aufgeregt, Minna? Jeder trinkt mal ein Gläschen über den Durst. Sieh', schon die Dichter des vorigen Jahrhunderts hatten ihre — Sturm- und Trankperiode!

Die Geheimnisse der Wilhelmstraße.

Bei verschlossenen Thüren spielte sich unlängst vor der 1. Strafkammer des Berliner Landgerichts 1 jenes Kapitel aus der Berliner chronique scandaleuse ab, welches unter der Ueberschrift „Frau Oberamtmann Heuser" seit Jahr und Tag die Presse wiederholt beschäftigt hat. Als die ansehnliche Frau aus dem Untersuchungsarrest auf die Anklagebank geführt wurde, drückte sie ihren drei auf dem Korridor harrenden Kindern — der Tochter Josefine und zwei jungen Männern — stürmisch die Hand und betrat dann den Gerichtssaal. Ihre Tochter Josefine, um welche es sich bei diesem Proceß in erster Reihe handelte, hatte den vorigen Termin durch ihr Nichterscheinen vereitelt und es war beschlossen worden, sie event. polizeilich sistiren zu lassen. Das junge Mädchen hatte es aber darauf nicht ankommen lassen, sie war vielmehr diesmal ohne polizeiliches Geleit erschienen und zwar in einer schwarzen Sammetrobe, welche zwar verrieth, daß sie einen gewissen Chic besitzt, aber keineswegs den Mangel an jeglichem feineren Kolorit zu ersetzen vermochte.

Frl. Josefine Heuser, die noch in ziemlich jugendlichem Alter steht und ein Quartier „Unter den Linden" bewohnt, scheint von den vornehmen Allüren ihrer Mutter nichts geerbt und auf den Gerichtshof einen wenig befriedigenden Eindruck gemacht zu haben, denn der Vorsitzende des Gerichtshofes, Landgerichtsdirector Schmidt fällte bei der Verkündigung der Urtheilsgründe ein sehr ungünstiges Urtheil über sie. Frau Heuser stammt, wie sie behauptet, aus einer vermögenden Familie, doch soll ihr Vermögen durch die Mißwirthschaft ihres verstorbenen Mannes aufgezehrt worden sein, so daß sie nach dem Tode ihres Ehemannes mit ihren Kindern vis-a vis de rien stand. Aufgewachsen im Wohlleben und bis dahin verwöhnt durch das Schicksal, ist hier der Gedanke an ein kümmerliches Dasein wohl zu schwer gewesen und sie hat bei ihrer Uebersiedelung nach Berlin den Plan gefaßt, und durchgeführt, sich ihr glänzende Salons einzurichten und sich mit einem großen Stab junger und alter Lebemänner, mit Vertretern der Geldaristokratie und mit hochgeborenen Herren, in deren Taschentüchern die neunzackige Krone eingestickt war, oder welche zwei Sterne auf den Achselklappen trugen, zu umgeben. Frau Heuser, welche bei diesen fidelen Abenden in ihrer Wohnung in der Wilhelmstraße die Honneurs machte, verstand es auch bestens, dafür zu sorgen, daß die bei ihr verkehrenden jungen Kavaliere holden Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts ihre Huldigungen darbringen konnten und die Abende der Frau Oberamtmann H. hatten ihren guten Klang in den Kreisen, welche zu der Fahne der Wittwen Pommery und Cliquot schwören. Ob es wahr ist, daß sich Frau Heuser, wie die Eingeweihten erzählen, mit diesen wonnevollen Abenden in kurzer Zeit ein Vermögen von 120,000 M. erworben und auch jetzt noch ein ziemlich großes Depot bei einem hiesigen Bankhause hat, weiß wohl sie allein.

Die Herrlichkeit hatte ein Ende, als die Polizei Veranlassung nahm, einen Blick hinter die Coulissen zu werfen und daraufhin die Frau Oberamtmann festzusetzen. Man wird sich erinnern, wie dieselbe bald darauf gegen eine Kaution von 30,000 Mark entlassen wurde, wie sie schleunigst den Berliner Staub von ihren Füßen schüttelte und schließlich von Brüssel aus wieder den Weg in das Moabiter Untersuchungsgefängniß antreten mußte. Die Verhandlung, bei welcher die Rechtsanwälte Dr. Sello und Silberstein der Angeklagten zur Seite standen, fand, wie gesagt, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt, aber selbst wenn dieser Umstand nicht obwaltete, würde sie des romantischen Glanzes entbehrt haben. Man würde nichts erfahren haben von dem gallonirten Diener, welcher die illustren Gäste der Frau H. an der Pforte empfing, nichts von den lauschigen Plätzchen in den glänzend bestrahlten Salons, auch nichts von den großen Summen, welche dort im Macao verloren gingen, während zarte Hände den perlenden Champagner kredenzten. Ueber alle diese Einzelheiten ist ein dichter Schleier gezogen, da sie Grund zur Erhebung einer Anklage nicht gegeben haben und somit auch den vielen Edelleuten, die von ihren Landsitzen oder Garnisonsorten sehr gern einen Abstecher zur schneidigen Frau H. machten, es erspart geblieben ist, vor Gericht zu erscheinen. Die ganze Anklage ist vielmehr darauf beschränkt geblieben, daß Frau Heuser die kecken Neigungen ihrer eigenen Tochter nicht genügend überwacht und bei den persönlichen Beziehungen, welche diese mit den Herren ihrer „Cercles" angeknüpft, mehr als ein Auge zugedrückt hat. Frau H. bestritt, wie sich aus der Urtheilsverkündigung ergab, diese Behauptung und blieb dabei, daß sie ihr Haus vor jedem Verstoß gegen die gute Sitte streng bewahrt habe.

Sie habe auch der Tochter wiederholt auf's Eindringliche einen sittsamen Lebenswandel anempfohlen und sie verwarnt, in ihrer Lebenslust nicht zu weit zu gehen, sie habe jedoch keine Macht über dieses sehr resolute, durch die Aufmerksamkeit der jungen Männer verwöhnte Mädchen gehabt. Was speciell zwei Vorfälle betrifft, wo ihre Tochter von mehreren Herren vom Militär mit nach den Garnisationsorten derselben genommen worden war, so habe sie als Mutter wiederholt die Aufforderung an das Mädchen ergehen lassen, zurück zu kehren, sie habe aber die Polizei zu ihrer Hilfe nicht angerufen, weil sie den daraus nothwendig sich ergehenden Skandal in den kleinen Städten vermeiden wollte. — Die Beweisaufnahme scheint aber nicht sehr zu Gunsten der Angeklagten ausgefallen zu sein, obgleich die Tochter in ziemlich kecker Manier die Mutter vollständig zu entlasten versuchte.

Der Gerichtshof hat die Angeklagte in drei Fällen des Verbrechens gegen § 182 ad 2 des Strafgesetzbuchs für schuldig befunden, ihr aber einige Milderungsgründe zugebilligt. Er sah dieselben außer in der mißlichen materiellen Lage, in welche die Angeklagte nach dem Tode ihres Mannes gerathen war, auch in dem Einflusse der weiblichen Eitelkeit, welche bei ihr erwacht war. „Umgeben von einem Stabe hoher Aristokratie — so heißt es in den Erkenntnißgründen — fühlte sie sich durch die der Tochter dargebrachten Huldigungen wahrscheinlich geschmeichelt und nicht wenig mag auch der andere Theil dazu beigetragen haben, die Angeklagte auf die schiefe Ebene zu bringen. Der Gerichtshof hat nicht angenommen, daß die Ermahnungen und Verwarnungen der Tochter gegenüber ernstlich gemeint waren, andererseits aber hat er erwogen, daß an diesem Mädchen, welches sich auch diesem Gerichtshofe gegenüber ungezogen, unartig und eigensinnig gezeigt, schon damals nichts mehr zu verderben war. Der Gerichtshof hat die Ueberzeugung gewonnen, daß das Mädchen schon damals eine Dirne war und auch eine solche geblieben ist." Aus diesen Erwägungen heraus hat der Gerichtshof die Angeklagte zu 1 Jahr 3 Monaten Zuchthaus verurtheilt und ihr 2 Monate auf die Untersuchungshaft angerechnet.

Farbenblind.

Fragen wir: „Wie viele von uns sind farbenblind?" so antwortet auf praktische Untersuchung gestützte Erfahrung, daß mindestens 4 Procent des männlichen Geschlechts mehr oder weniger farbenblind sind.

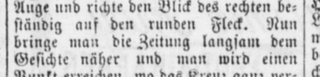
Frauen sind viel seltener mit Farbenblindheit behaftet, und diese Thatsache scheint unabweislich die Erfahrung zu bestätigen, daß eine häufige Ursache des genannten Uebels unmäßiges Trinken oder Rauchen ist, während auf der anderen Seite die Frauen mancherlei Gelegenheit haben, die Fähigkeit, Farben zu unterscheiden, zu erwerben und sich zu erhalten, indem sie mit den Farbenabstufungen an den verschiedensten Materialien beim Aussuchen derselben vertraut werden. Diese Erziehung des Auges kann auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht werden. Es gibt in den Modegeschäften Angestellte, die Farbenschattirungen unterscheiden können, die für einen gewöhnlichen Beobachter überhaupt nicht existiren, gerade wie ein geübter Musiker die Abweichung um vielleicht 1|16 Ton entdeckt, während Jemand ohne musikalisches Gehör kaum eine Note von der anderen unterscheiden kann.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wenige Thiere farbenblind sind. Der Yankee, dem es gelang, sein Pferd geschabtes Holz fressen zu lassen, indem er demselben eine grüne Brille aufsetzte, so daß es sich einbildete, Gras zu fressen, glaubte offenbar an dessen Fähigkeit, die Farben auseinander zu halten. Andererseits wird ein Hund Wasser, das künstlich mit einer geschmack- und geruchlosen Farbe gefärbt worden ist, anstandslos saufen, woraus hervorgeht, daß er nicht viel auf den Farbenunterschied gibt.

Farbenblindheit kann angeboren sein, in welchem Falle sie aus einer Mißbildung des Auges entspringt und selbstverständlich unheilbar ist, oder sie kann, erst später erworben sein, durch Trinken, Rauchen oder ungesunde Beschäftigung und Umgebung. In diesem Falle wird die Entfernung der Ursache, wenn das Gebrechen noch nicht zu weit eingerissen ist, eine Heilung herbeiführen.

Es gibt sehr verschiedene Grade und Arten der Farbenblindheit. Einige Leute können leicht die Farben von Gegenständen nennen und können verschieden gefärbte Lichter nicht unterscheiden. Der Eine ist blind für Roth, der Andere für Grün, und für einen Dritten sind vielleicht die gelben oder blauen Lichtstreifen unsichtbar. In fast allen Fällen ist es für die Farbenblinden schwieriger, die Farben eines entfernten Gegenstandes zu erkennen, als die eines nahen oder großen. Der Grund dieser Erscheinung ist in dem Umstande zu suchen, daß der Sitz des Uebels (welcher Art es auch immer sein mag) mehr oder weniger dicht um den „blinden Fleck", fast in der Mitte der Netzhaut oder hinter dem Augapfel zu liegen scheint, daß also folglich das Bild eines entfernten Gegenstandes, das nur klein ist und in den Mittelpunkt des Auges fällt, nicht so genau unterschieden werden kann, als das eines großen nahen Gegenstandes, der, so zu sagen, die farbenblinde Gegend überfluthet.

Wir wollen noch bemerken, daß — wie wohl die Mehrzahl unserer Leser weiß — Jedermann einen vollständigen blinden Fleck in jedem Auge hat. Derselbe befindet sich an der Stelle, wo der Sehnerv an der Netzhaut befestigt ist, und sein Vorhandensein kann leicht durch folgendes einfache Experiment nachgewiesen werden:



Man halte diese Seite einige Fuß vom Gesicht entfernt, so daß der runde Fleck dem linken, das Kreuz dem rechten Auge gegenüberliegt. Man schließe das linke Auge und richte den Blick des rechten beständig auf den runden Fleck. Nun bringe man die Zeitung langsam dem Gesichte näher und man wird einen Punkt erreichen, wo das Kreuz ganz verschwindet. Bringt man die Zeitung noch näher, so wird es wieder erscheinen, denn nur wenn das Bild des Kreuzes auf den blinden Fleck fällt, ist es unsichtbar.

Wir bemerken diese Eigenthümlichkeit bei gewöhnlichem Sehen nicht, weil die Lichtstrahlen, die von einem Gegenstande ausgehen, unmöglich zu gleicher Zeit auf beide blinde Flecke fallen können.

Müßte der Sehnerv genau in dem Mittelpunkt der Netzhaut eintreten, so würde stets sich ein kleiner leerer Fleck im Mittelpunkt unseres Gesichtsfeldes befinden. Aber in Folge einer wunderbaren Anordnung ist der blinde Fleck ein ganz klein wenig vom ganzen Mittelpunkt entfernt, sodaß das, was ein Auge nicht sehen kann, von dem anderen gesehen wird.

Wenn wir nun zu unserem eigentlichen Gegenstande zurückkehren, so haben wir uns zu fragen: „Welche Mittel zur Feststellung der Farbenblindheit giebt es?" Das gebräuchliste ist, dem zu Untersuchenden eine Karte mit verschiedenen Farbenflecken zu zeigen und ihn aufzufordern, eine Farbe zu nennen, wenn die übrigen bedeckt sind.

Dieses Mittel ist nicht ganz ausreichend. Die Farben bunter Wollfäden sind z. B. ganz anderer Natur als die der farbigen Lichter, wie etwa der Eisenbahnsignallichter, und ein Mann, der alle Farben aus einer Probekarte herausfinden kann, ist möglicher Weise unfähig, auf weite Entfernung oder bei starkem Nebel zwischen einem rothen und einem grünen Lichte zu unterscheiden. Einige Leute erkennen eine Farbe nur an der Stärke des Eindrucks, den sie hervorruft, und diesen Leuten kann ein rothes Licht im Nebel ebenso erscheinen wie ein grünes und umgekehrt.

Es ist zweifellos von höchster Wichtigkeit, daß ein Bahnwärter oder ein Locomotivführer im Stande ist, ohne Zaudern zu unterscheiden, zwischen einem Signal, das Gefahr und einem das Sicherheit oder Vorsicht anzeigt. Zur gründlichen Feststellung dieser Fähigkeit hat nun ein hervorragender Augenarzt einen Apparat erfunden, der den Ansprüchen zu genügen scheint, die man an die Instrumente stellen muß, welche die Sehkraft der Eisenbahn- und Seeleute, die Nachts durch farbige Lichter geleitet werden, gründlich prüfen sollen.

Dieser Apparat heißt „Telechrom" und besteht aus einer sorgfältig regulirten Gaslaterne mit nur einer Oeffnung, vor der eine Scheibe mit verschieden gefärbten Gläsern gedreht werden kann. Vor der Scheibe befindet sich wieder eine andere, die mit Löchern verschiedener Größe versehen ist, die genau die Größe einer Signallaterne, gesehen aus bestimmter Entfernung von hundert Metern bis etwa zwei Kilometern, vorstellen. Vor dieser Scheibe befindet sich eine dritte, die Oeffnungen hat, von denen die eine unbedeckt und die anderen mit halbdurchsichtigem Oelpapier bedeckt sind und so die verschiedene Stärke des Nebels vorstellen. Wenn nun der zu Prüfende etwa 15 Fuß von der Laterne in einem vollkommen dunklen Raum sitzt, so kann man ihn dahin bringen, zwischen Lichtern verschiedener Farbe auf alle im praktischen Leben vorkommenden Entfernungen und unter den verschiedenen atmosphärischen Bedingungen zu unterscheiden.

Dieser Apparat scheint berufen, ein Schutzmittel gegen die ungemein große Gefahr, die in der Farbenblindheit von Eisenbahnbeamten liegt, zu bieten.

Ein sonderbarer Mensch.

Von Ernst Hildebrand.

Ich weiß einen ganz merkwürdigen Menschen auf dieser Welt, dessen Gesellschaft von unendlich vielen Leuten auf das Sehnsüchtigste herbeigewünscht wird, und der dennoch, ist er endlich erschienen, sehr häufig die schnödeste Behandlung erfährt und den geduldigen Blitzableiter spielen muß für all' die zahlreichen Zorn- und Wuthausbrüche, welchen sich diejenigen hingeben, die ihn so heiß und ungeduldig herbeigesehnt. Ich meine nicht etwa den Arzt, verehrter Leser, o nein! dieser wird sich gegen ungebührliches Betragen seitens seiner Patienten schon zu schützen wissen; ich meine im Gegentheil einen ganz anderen — Berufsmenschen.

Derjenige, den ich meine, ist mein Freund, mein lieber Freund, verehrter Leser, und vermuthlich auch der Deinige. Ganz bestimmt ist er wenigstens der Freund Deines Freundes. Trotzdem behaupte ich, daß er von Dir und Deinem Freunde unter Umständen nicht besser behandelt wird, als von mir selbst und von all' den zahlreichen Leuten, mit denen er sonst in Berührung kommt, und die, wie bereits oben erwähnt, nach seinem Umgang häufig, sehr häufig kann man wohl sagen, die brennendste Sehnsucht empfinden.

Es ist aber auch thatsächlich ein ganz eigenthümlicher Mensch und hinsichtlich seiner Eigenschaften schwer in eine bestimmte Kategorie zu bringen. Seine Natur ist eine chamäleonartige. Bald erscheint er geistreich, witzig und ungemein gebildet, bald ist er wieder stupide, begriffsstutzig und zeigt sich als ein Individuum von äußerst wenig Erziehung. Ob aber das Eine oder das andere der Fall ist, das ist Dir höchst gleichgültig; Du sehnst Dich doch auch nach ihm, und, wenn er fortgegangen, so brichst Du bald wieder in den Ruf aus: „Ach, wenn er doch nur erst wieder einmal da wäre!"

Fragst Du mich nun, verehrter Leser, wie dieser sonderbare Mensch denn in seinem äußeren Erscheinen auftritt, so ist diese Frage möglicherweise noch schwieriger zu beantworten, als diejenige nach seinen geistigen Fähigkeiten. Zuweilen ist er alt, zuweilen jung, sehr häufig auch im besten Mannesalter; einmal trägt er einen Vollbart, das andere Mal einen Schnurrbart, manchmal gar keinen Bart; er sieht aus wie Milch und Blut, prangt mit einer kupferrothen Nase oder hat das Gesicht voller Schmarren, je nachdem; heute schüttelt er mit Würde und Bedächtigkeit sein schneeweißes Haupt, Morgen hat er sein blondes Lockenhaar à la lion gescheitelt, übermorgen ist er glatzköpfig, ganz wie's ihm beliebt; mit einem Worte, er ist unberechenbar, auch was seine Kleidung anbetrifft.

Ich habe ihn gesehen im langen Philisterrock, die lange qualmende Pfeife in der Linken, wie er Weißbier trank und Kümmel dazu „abbiß", bei anderer Gelegenheit trug er einen englischen Dandy-Anzug, trank schwarzen Kaffee und rauchte Cigarretten, während er ebenfalls im Schnürrock mit dem Cerevis auf dem Kopfe neben mir gesessen hat, Sekt schlürfend und echte Havaneser paffend — der merkwürdige Mensch.

Und nun zuletzt noch gar sein Charakter! Harmlosigkeit, Bissigkeit, Geiz, Verschwendungssucht, bedachtsames Wesen, vorschnelles Handeln, Alles findet sich bei ihm. Unerklärlich! Er ist ein Unikum! Nicht einmal sein Geschlecht ist ein bestimmtes, denn zuweilen tritt er sogar in Frauenkleidern auf, wenn Noth am Mann ist. Und weshalb?

Nur um seinen Mitmenschen einen Gefallen zu thun, die seiner Gesellschaft, trete er auf, wie er wolle, nimmer entrathen können. Räthselhafter Mensch! Häufig so unleidlich und dennoch so unentbehrlich und stets sehnlichst herbeigewünscht, er, der — — — dritte Mann zum Skat!